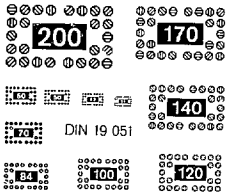

UNSERE GESCHICHTLICHE VERANTWORTUNG FÜR DIE FREIHEIT

Cp
28517

DR. ADOLF ARNDT

UNSERE GESCHICHTLICHE VERANTWORTUNG FÜR DIE FREIHEIT

Sozialdemokratische Partei
Deutschlands
Parteivorstand
Bibliothek

Ein Vortrag von Dr. Adolf Arndt, Berlin, Senator für Wissenschaft und Kunst, gehalten am 23. März 1963 in Berlin

Friedrich-Ebert-Stiftung
Bibliothek
A28517
N/11486

Herausgeber: Vorstand der SPD, Bonn

Druck: Druckhaus Deutz, Köln

3—63 — A 1/75

Tradition bewahren heißt nicht: Asche aufheben, sondern: eine Flamme am Brennen erhalten.

An diesen Ausspruch des französischen Staatsmannes Jean Jaurès sollten wir uns erinnern, wenn wir heute nach 30 Jahren wieder die Worte hören, durch die sich Otto Wels, damals Vorsitzender der SPD, zum Rechtsstaat und zum Rechtsbewußtsein, zu den Grundsätzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, zur Freiheit und zum Sozialismus bekannte, zur Heilsamkeit und Notwendigkeit der Kritik, zu Ideen, die — wie er sagte — ewig und unzerstörbar sind.

Als Otto Wels seine Rede hielt, konnte es den Anschein haben, als ob die Flamme der von ihm ewig und unzerstörbar genannten Ideen in Deutschland erloschen sei und als ob er nur noch Asche aufzuheben gedachte.

Seine Rede schien nichts als ein Nachruf auf Vergangenes, dessen gewaltsame Zerstörung in der Geschichte weit früher einsetzte, spätestens damals, als vor rund einem halben Jahrhundert Europa sich zu zerfleischen begann und am Vorabend des ersten Weltkrieges der französische Sozialist Jean Jaurès als erster Blutzeuge den Kugeln eines Fanatikers zum Opfer fiel, weil Jaurès die Versöhnung der Völker im Frieden am Herzen lag und er an das Ewige und Unzerstörbare in den Grundsätzen der Menschlichkeit glaubte.

Tradition bewahren heißt nicht: Asche aufheben, sondern: eine Flamme am Brennen erhalten.

Heute, ein Menschenalter nach der Rede von Otto Wels, blicken wir mit stockendem Atem auf Asche zurück, eine Wüste an Asche.

Allzumenschlich wäre es, angesichts dieser Vernichtung, überwältigt vom Erinnern an die unvergeßlichen Qualen des Unrechts, eingedenk des namenlosen Frevels, der diesen Tod im Massenmord und im Völkermord heraufbeschwor — allzumenschlich wäre es, nicht nur uns schuldig zu wissen zur Klage, sondern uns in Beschuldigungen und Anklagen zu erschöpfen. Wir würden nur Asche aufheben.

Nach drei Jahrzehnten müssen wir uns zu dem geschichtlichen Abstand durchringen, der uns die Freiheit schenkt, nicht mehr Asche aufzuheben, sondern die Flamme am Brennen zu erhalten. Diese Flamme leuchtet uns zur Versöhnung.

Daß wir heute an diesem Jahrestage zusammenkamen, kann nicht den Sinn haben, untereinander zu rechten, wer von den Frauen und Männern einst in jenem bereits entmachteten und wehrlosen Reichstage in seinem Gewissen richtiger entschied, wenn nur wirklich das Gewissen schlug, sei es, daß den einen ihr Gewissen befahl, hoffnungsloses Blutvergießen zu vermeiden und den Weg des Überlebens zu wählen, sei es, daß die anderen sich in ihrem Gewissen verpflichtet wußten, zum Opfergang bereit zu sein.

Der 23. März darf für alle, die sich heute zu den Ideen bekennen, welche vor 30 Jahren an diesem Tage von Otto Wels bezeugt wurden und denen danach eine ehrfurchtsgebietende Schar von Blutzeugen aus allen Teilen unseres Volkes erstand — dieser 23. März darf kein Tag der Zwietracht sein. Von jetzt an muß gerade dieser Tag ein Tag bleiben, an dem sich alle vereinen, die guten Willens sind, die Flamme am Brennen zu erhalten. Denn wie des Brotes bedarf unser Volk der Versöhnung, der inneren Versöhnung mit sich selber, der Bitte um Versöhnung an alle Völker, die unter dem unseren litten, ja, ich wage noch mehr: der Versöhnung mit seiner eigenen Geschichte, einer begnadigten Versöhnung, die kein verantwortungsloses Vergessen ist, sondern die im Angesicht der Asche, die auf den Spuren unserer Geschichte mit all ihren Schrecknissen uns vor Augen liegt, gerade darum die geschichtliche Aufgabe annimmt und sich auf die Schultern lädt, auf daß wir uns für die Freiheit verantwortlich wissen als der Flamme, die am Brennen zu erhalten ist.

Dieser Aufgabe gegenüber begegnen wir in unserem Volke noch geteilten Auffassungen.

Da reden manche leichthin und selbstgerecht oder auch voller Selbstmitleid daher, man müsse sich zu seiner Geschichte bekennen. Sie meinen es nationalistisch und wollen damit sagen, was uns denn schon die Vergangenheit anginge, die keiner mehr ändern könne und die, wenn nicht gar besser, so doch auch nicht wesentlich schlechter sei als bei anderen Völkern auch. Das aber ist eine Feigheit, sich mit fremdem Versagen zu entlasten. Wer so spricht, wünscht ohne Verantwortung nur im Augenblick zu leben und weiß weder was ein Volk noch was Geschichte ist und wie ein Volk sich in der Geschlechterfolge durch seine Geschichte bildet. In Wahrheit ist es Flucht aus der Geschichte, wegen der Angst, sich um das bekümmern zu müssen, was in der Geschichte geschah. Es fehlt der Mut zur Bitte um Versöhnung an die anderen Völker, die unter unserem Volke litten. Man wähnt, wenn man die Flamme ausgehen läßt, sei das alles nicht mehr sichtbar. Welcher Irrtum, etwas sei nicht mehr da, bloß weil man nicht hinsieht. Er ist da, der Berg von Kinderschuhen in Auschwitz.

Von jüngeren Menschen kann man hören: Was haben wir denn damit zu tun? Als sich das alles ereignete, da waren wir ja erst Kinder oder noch gar nicht geboren. Uns kann doch niemand dafür verantwortlich machen. Zuweilen sind diese scheinbar jungen Stimmen in Wahrheit altkluge Stimmen. Aus ihnen spricht dann die Verstocktheit eines Vaters oder Großvaters, der es sie so gelehrt hat, weil er das Eingeständnis scheut, welche Aufgabe er seinem Sohn oder Enkel vererbte. Oder es ist wirklich Unerfahrenheit, die hier laut wird, aus der Überheblichkeit; uns jungen Menschen kann so etwas ja nicht geschehen. Das wiederholt sich doch nicht. Natürlich ist es bedenklich, daß unsere Eltern sich einer Schar von Verbrechern nicht gewachsen zeigten, aber wir werden es schon besser wissen. Deshalb darf man uns das eigene Leben nicht verleiden und sollte endlich aufhören, uns mit den alten Geschichten in den Ohren zu liegen. Man weckt damit unseren Argwohn, daß vielleicht alles ganz anders war.

Solchen jungen Menschen, die so denken, darf ich sagen: ja, es war in der Tat alles ganz anders, und es ist unsere Schuld, es euch gegenüber noch versäumt zu haben, das zu leisten, worauf es ankommt: nämlich nicht zu versuchen, wen und was wir alles anklagen und auf welche Weise wir die Verantwortlichkeiten abstufen können, damit immer ein anderer oder eine andere Gruppe mehr Ursache als wir selbst haben sollen, sich an die Brust zu schlagen, sondern die Pflicht der Älteren gegenüber den Jüngeren ist es, die einsehbare und glaubwürdige Erklärung zu finden und zu geben auf die Frage: wie war das möglich? Es heißt, dem verständlichen und nüchternen Erklären ausweichen, wenn man behauptet, dämonische Gewalten hätten sich unserer bemächtigt. Es ist Aberglaube, sich auf Dämonen zu berufen. Damit wird nur verschleiert, daß sich das Unnatürliche auf ganz natürliche Weise ereignete, und daß es an Tagen geschah, die genauso waren, wie jeder Tag sonst. Auch gab es damals in Deutschland nicht mehr Verbrecher als vorher oder nachher oder in anderen Ländern. Sicher haben

die Vorgänge Gesindel hochgespielt und Raum für Verbrechen aufgesperrt. Doch Gesindel wird es überall und zu allen Zeiten geben.

Diese jungen Menschen haben recht, wenn sie sich nicht einreden lassen wollen, und wenn sie sich nicht davon betroffen fühlen, daß man ihnen erzählt, damals seien die Dämonen ausgebrochen oder damals hätte es zuviel und zu gerissenes und zu mächtiges Gesindel gegeben oder damals hätte es eine Generation überfallen, die törichter war als zu anderen Zeiten und die sich in einer angeblich spezifisch deutschen Fehlentwicklung befand, für die man die erlauchtesten Ahnen nennt. Nein, es war wirklich alles ganz anders. Nach meiner Überzeugung ist die schlichte Wahrheit, die uns den eigentlichen Grund zum Nachdenken und zur Besinnung gibt, die: Es waren Menschen wie du und ich.

Auch jene Menschen, die daran glaubten, und die dann in einem hintergründigen Sinne mit daran glauben mußten.

Ich bitte, in dieser schwersten aller für unsere Geschichte wesentlichen Wahrheiten nichts weniger zu finden als einen allgemeinen und zu billigen Freispruch. Die Frage, ob und in wieviel persönliche Schuld jeder einzelne Mensch fiel, bleibt unberührt. Auch schließt diese Wahrheit keineswegs aus, daß es eine Kerngruppe von Verbrechern gab, die wie ein Magnet andere Verbrecher anzog und mit ihnen gemeinsam von vornherein gewissenlos und absichtlich auf Verbrechen ausging. Am allerwenigsten soll mit dieser Wahrheit der Ausrede Vorschub geleistet werden, daß man damals das alles nicht hätte durchschauen können und außerstande gewesen sei, kommen zu sehen, was kam. Im Gegenteil, gerade weil unser Volk auch damals genau ebenso aus gleichartigen Menschen bestand, wie du und ich es sind, hätte nicht zu geschehen brauchen, was geschah, und kann — dies ist die entscheidende Folge — heute und morgen, wenn auch in anderem Gewande, wieder geschehen, was damals geschehen ist.

Es wird auf diese oder jene Weise mit mehr oder minder katastrophalen Folgen immer zu geschehen drohen und geschehen können, wenn ein Volk glaubt, Asche aufheben zu können, statt die Flamme am Brennen zu erhalten, und seine geschichtliche Verantwortung versäumt, seine Verantwortung dafür, daß die ewigen Ideen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit bewahrt werden, namentlich seine geschichtliche Verantwortung für die Freiheit, wie sie jeweils der Zeit entspricht.

Die Verantwortlichkeit ist hier die geschichtliche genannt, also als eine besondere Verantwortlichkeit neben anderen gemeint, weil ein Mensch geschichtlich lebt: je im Augenblick, immer in der Zeit, aber nicht nur in der

Zeit, sondern auch ins Ewige über die Zeit hinaus. Diese dreifache Weise, in der jeder seinem Wesen nach geschichtlich lebende Mensch mit der Zeit verknüpft ist, müssen wir uns vor Augen halten, um die Lage unseres Volkes vor seinem Zusammenbruch im Jahre 1933 zu verstehen. Damals ebensowenig wie 1945 gab es einen angeblichen Nullpunkt, eine ungeschichtliche Möglichkeit für ein Leben des Volkes bloß im Augenblick, von dem aus es sich dann mutwillig in den Abgrund stürzte. Wir begreifen nichts, wenn wir nicht den geschichtlichen Horizont sehen, von dem her unser Volk seinerzeit kam und eine schwere Last ungelöster Fragen mit sich trug. Die Fülle und das Gewicht dieser Fragen klarzulegen, ist Sache der Wissenschaften und bedarf hier keiner Erörterung. Worauf es in diesem Zusammenhang ankommt, ist die Erkenntnis, daß niemand von uns auf dieser Welt geschichtslos ist und sich willkürlich so verhalten könnte, als ob mit ihm erst die Geschichte anfinge. Ob einer will oder nicht, jeder ist vor Fragen gestellt, die andere vor ihm durch ihr geschichtliches Verhalten aufgeworfen haben.

Entscheidend ist hierzu die Einsicht, daß wir uns gegenüber dieser jeweiligen Lage in entgegengesetztem Sinne verhalten können. Wir können entweder die uns aus unserer Geschichte jeweils überkommenen Fragen als von unserem Willen unabhängig und uns vorgegeben anerkennen, also uns der geschichtlichen Verantwortung stellen und aus unserer Freiheit die eigene Antwort darauf geben, durch die wir neue Anfänge für die Lösung der Fragen setzen. Oder wir können uns einbilden, daß wir in Absage an unsere Geschichte uns die Fragen willkürlich erfinden dürften, für die dann angeblich zwangsläufige Antworten behauptet werden, bei denen uns keine Freiheit gelassen sei. Der zweite Weg ist der 1933 beschrittene Abweg, ist der Irrweg jeder totalitären Bestrebung.

Wie war das möglich, eine bohrende Frage, wie das möglich war. Für diese Möglichkeit gibt es eine Erklärung, die verständlich macht, warum Menschen, die so sind wie du und ich, blindlings das eigentlich Unmögliche wählen und sich damit in die Unmenschlichkeit verstricken. Die Erklärung findet sich in der ungeheuren Faszination, die von der Erwartung ausgeht, man könne sich von den geschichtlich aufgegebenen Fragen und dem gefahrvollen Wagnis, sie selber neu zu beantworten, entlasten, ja eine paradiesische Entlastung von aller Not mit einem Male ein für allemal erreichen, indem man geschichtslos in eine Endzeit eintritt.

Was geht uns denn die Geschichte an; dies war genau das Zauberwort des Nationalsozialismus, der seine Gläubigen durch nichts so erleichterte wie dadurch, daß er die Wirklichkeit mit ihrer Mühsal schlechtweg leugnete und

alles, was die Menschen quälte, als Blendwerk des zu diesem Zweck als Sündenbock ausgedachten absoluten Feindes hinstellte. Wer aber Menschen durch die Vorspiegelung, sie in eine Endzeit des Geschichtslosen und Endgültigen zu führen, entzeitlicht, der entmenscht sie. Der Ausbruch der Unmenschlichkeit als einer stets bereiten Möglichkeit des Menschen ist dann weder Beiläufigkeit noch Zufall; sondern aus dem Selbsthaß der zur Unmenschlichkeit verleiteten Menschen wachsen das Bedürfnis, stellvertretend Menschenopfer zu bringen, und die Gier nach Menschenjagd bei denen, die sich im tiefsten Grunde selber nicht leiden können, weil sie nicht fähig sind, die eigene Geschichte und sich selber und die Mitmenschen zu ertragen.

Es hat denselben Grund, warum der totalitäre Kommunismus mit Hilfe seiner Ideologie der Einheit von Theorie und Praxis in zwei Zungen sprechen muß, indem immer ungewiß bleibt, ob sich seine Aussagen auf das Gegenwärtige oder auf das Unwirkliche nach dem Ende der Zukunft jenseits der Zeit beziehn.

Daß wir uns vor eine geschichtliche Verantwortung gestellt sehen — und der 23. März ist ein rechter Tag dazu, dessen eingedenk zu werden —, hat also nichts unmittelbar damit zu tun, ob und inwieweit der einzelne Mensch in der Vergangenheit Schuld auf sich lud oder ob er zur Zeit jener geschichtlichen Ereignisse, aus denen uns Fragen und Aufgaben überkommen sind, schon mündig oder überhaupt schon geboren war. Geschichtliche Verantwortung wendet sich nicht zurück an das Unabänderliche, das gewesen ist, sondern sie entspringt daraus, daß sich Geschichte unwiderruflich ereignete, und ruft uns, die jeweils überkommenen Aufgaben für die eigene, uns erreichbare Zukunft in unser Bewußtsein aufzunehmen und um ihre Lösung zu ringen. Geschichtliche Verantwortung übernehmen heißt deshalb nicht, daß alles ständig so bleiben müßte, wie es auf uns gekommen ist, nicht, ein Abgeschlossenes als Verhängnis hinnehmen. Geschichtliche Verantwortung bedeutet insbesondere nicht, die Geschichte zu vergötzen. Geschichtliche Verantwortung besagt vielmehr, daß auch unsere Antworten, die wir auf die uns aus unserer Geschichte als Volk erwachsenen Fragen geben, Antworten sind, denen Geschichtlichkeit eigen ist, und die darum zeitgerecht sein sollten, um hilfreich zu sein, da die Zeiten einander nicht gleichen und menschliche Lösungen von gestern sich, weil der Mensch niemals vollendet ist, heute oder morgen als unzureichend oder falsch erweisen. Eine geschichtliche Verantwortung übernehmen hat deshalb den Sinn, nicht dasselbe, was als Menschenwerk in der Vergangenheit richtig war oder hätte richtig sein können, zu wiederholen und daran festzuhalten, sondern den Mut zum Ungleichen zu haben und damit die Gefahr der Freiheit zu wagen.

Wir sind nicht frei von unserer Geschichte, soweit sie unauslöschliche Wirklichkeit wurde, aber wenn wir nicht die Gefangenen des geschichtlich Vergangenen bleiben wollen, dürfen wir uns frei wissen zur eigenen Geschichte in der Gegenwart, damit wir eine Zukunft haben, die über uns hinaus weist. Zukunft gewinnt nur, wer die Herausforderungen der Vergangenheit annimmt, nicht stillsteht, sondern den Mut zum Unbekannten aufbringt.

Eine der merkwürdigsten Erfahrungen aus der Geschichte lehrt uns, daß wir, je mehr ins Unbekannte hinausgestoßen werden, je weniger wir uns zutrauen und je enger wir uns an das Bekannte oder vermeintlich Bekannte klammern, um nur ja, wie es heißt, keine Experimente zu machen. Alle menschliche Geschichte ist ein unablässiges Ringen zwischen dem Urtrieb, das Überleben zu sichern, und dem Berufensein des Menschen, sich selber zu wählen, um nicht bloß zu vegetieren, sondern aus Freiheit eine Lebenskunst zu leisten, die seine Würde wahrt.

Auch insoweit können uns die Ereignisse, die im Jahr 1933 führten und sich in der Zeit danach verkörperten, verständlich werden und zu einem Lehrstück werden. Niemals ist unser Volk so ins Unbekannte geraten wie seit 1933, und es hat schon seine bruchstückhafte Richtigkeit damit, daß außer den absichtlichen Verbrechern damals keiner der Betörten wußte, ja, auch nur ahnte, wohin der Weg ging. Aber der Grund dafür, weshalb unser Volk sich so vollends ins Unbekannte verirrte, liegt gerade darin, daß der Urtrieb zum Überleben überhand genommen hatte und kaum je die Scheu vor dem Unbekannten, das hätte gewagt werden müssen, so überwältigend war wie damals. Denn in ihrer Widersprüchlichkeit und Unwahrhaftigkeit trat ja die totalitäre Bestrebung nicht als das Neue, sondern als der angebliche Widerruf aller Neuerungen und im Gewande des Altbekannten auf, verkleidete sich friderizianisch und versprach das Höchstmaß an Ordnung als das geläufigste Heilmittel zur Sicherheit. So gelang es, immer mehr Menschen dazu zu verleiten, ihre politische Freiheit für das Linsengericht des Versprechens einzukaufen, man werde durch wohlbekannte Ordnungsstrenge ihnen weitgehend die Last des beängstigenden Lebensrisikos abnehmen.

Auch insoweit ist nichts bloß Zufall oder unvorhersehbares Verhängnis, was dann als Greuel über uns kam. Hier ebenfalls sollten wir begreifen, wie das möglich war; denn wir werden hier einer Erkenntnis begegnen, die uns nicht die Beruhigung erlaubt, wir hätten da nur einmal Unglück gehabt, doch könnte das nicht wiederkehren, weil es an den zeitgebundenen Voraussetzungen dafür fehle.

Das Grundsätzliche daran und das fortdauernd Bedrohliche ist die Erfahrung, daß es im technischen Zeitalter des 20. Jahrhunderts dem Menschenwitz gelang, zum Staat als mitmenschlicher Lebensform sozusagen den Gegenstaat zu erfinden, d. h. den Staat nicht mehr von seinem Frieden stiftenden und rechtsbewahrenden Wesen zu verstehen, den Staat — welcher Art und Form auch immer — nicht mehr als ein dem Menschen ebenbildhaftes Gestaltwerk, das für sich steht, sondern den Gegenstaat, der Instrument oder Apparat ist, um die Menschen in ihrer Daseinsangst zu füttern, aber sie dadurch zugleich als Kostgänger dieser zu erniedrigen, die sich die Macht nahmen, diese Kafkasche Strafkoloniemaschine zu handhaben, und eins unter keinen Umständen aufkommen zu lassen: das Offensein für den Geist, der da weht, wo er will. Dieser Gegenstaat ist es dann, der in einer Perversion der Ordnung alles reglementiert und auch vorschreibt, was Wahrheit ist.

Wer die Zeichen der Zeit kennt, spürt er nicht auf einmal, daß nicht mehr nur von fernen Jahren die Rede ist, von einem denkwürdigen Tage, der ein Menschenalter zurückliegt? Das instrumentale Mißverstehen des Staates, die düsteren Schatten des Gegenstaates, der keine Würde mehr in sich selber als rechtliche Gestalt geistigen Lebens findet, sondern eine Apparatur ist, die Wohlstand zu produzieren hat oder sonst verschrottet und durch ein anderes Gerät ersetzt wird, sind mitten unter uns.

Auch heute ist unsere Gegenwart dadurch gezeichnet, daß sich in ihr das unendliche Ringen fortsetzt zwischen dem gewiß notwendigen Urtrieb, unter allen Umständen das bloße Überleben mit bekannten Mitteln zu sichern, und dem Berufensein des Menschen, als Geschöpf aus Leib und Geist im mitmenschlichen Leben seine Würde zu wahren. Und wieder stößt uns das unverzichtbare Anklammern an das Bekannte und Bewährte, die rechtmäßige Bereitschaft zum bewaffneten Selbstschutz, hinaus in das Unbekannteste: das Erfinden der Todesmittel von unausdenklicher Tragweite und Blitzgeschwindigkeit und das unabsehbare und in seiner Kostspieligkeit unverhältnismäßige Abenteuer der Weltraumfahrt.

Dies ist unsere geschichtliche Wirklichkeit, die wir anzunehmen haben. Ihre Fragen sind uns vorgegeben. Wir lösen sie nicht, indem wir sie leugnen. Wir bestehen nur, wenn wir darauf antworten aus der Helligkeit des Bewußtseins, daß es außer in den Abgrund keinen Weg gibt, der aus unserer Geschichtlichkeit hinausführt ins Zeitlose.

Ich darf diese Ausführungen noch einmal kurz zusammenfassen.

Unser Volk stand 1933 vor vielen ungelösten Fragen, die ihm aus seiner Geschichte damals überkommen waren. Es waren ungelöste Fragen, die seinerzeit unserem Volke tiefe Not bereiteten: die Folgen eines verlorenen Weltkrieges, die Feindschaft und das Mißtrauen unserer Nachbarvölker, die langjährige Massenarbeitslosigkeit, die innenpolitische Zwietracht, der Mangel an demokratischem Bewußtsein und andere Sorgen mehr. Aber nicht diese Nöte waren das Besondere. Immer werden gute und schlechte Zeiten miteinander abwechseln. Jederzeit kann es einem Volke zustoßen, daß es in arge Nöte gerät.

Das Wesentliche, was 1933 geschah, ist in einem ganz anderen Merkmal zu finden: in der blendenden Versuchung, man brauche einfach nur nicht wahrzuhaben, was wahr ist, und sich der Aufgabe zu entziehen, wirkliche Lösungen für die offenen Fragen mühselig und redlich zu erarbeiten, sondern man könne das Erbe der Vergangenheit ausschlagen und sich ein Traumreich gründen und dadurch aus der eigenen Geschichte einen Sprung hinaustun ins zeitlos Ungeschichtliche. Alle vermeintlichen Bewältigungen der damals anstehenden Fragen durch die nationalsozialistischen Zauberer waren in Wirklichkeit Vergewaltigungen und Scheinlösungen. Auf kurze Sicht funktionierte das phantastisch. Aber das Phantastische war nichts als eine vorübergehende Selbsttäuschung. Ungetan blieb, was eigentlich notwendig war: Deutschland auf friedlichem Wege wieder in die Familie der europäischen Kulturnationen zurückzuführen und unserem Volke die innere Freiheitlichkeit zu erringen, wie sie einem Volke im technischen Zeitalter zukommt, damit es seine Probleme versteht und bewußt durch Mitverantwortung eines jeden sein eigenes Schicksal gestaltet. Im Zeitalter der Selbstbestimmung ist es nur dann möglich, diese Selbstbestimmung zu leisten, wenn man die geschichtlich gestellten Fragen anerkennt, auf die zu antworten ein Volk selbst bestimmen soll und will.

Wer also heute sagt: als das Unrecht geschah, war ich ja noch gar nicht dabei; was geht's mich an? — der begeht denselben Fehler wie die Verführten des Jahres 1933, und zwar auf doppelte Weise: Erstens flieht er vergeblich aus seiner Verantwortung für die eigene, durch die Vergangenheit geprägte Gegenwart und gibt die Verantwortung an die Toten zurück, die ihm nicht mehr helfen können. Zweitens versäumt er es, die ihm aus der Geschichte zuteil gewordenen Fragen zu erkennen und zu beantworten. Unbeantwortete Fragen aber sind wie ungeheilte Wunden. Sie eitern und enden in Pest und Verwesung.

Deshalb wiederhole ich: Niemand kann nur im Augenblick leben, sondern jedermann lebt geschichtlich auf dreifache Weise: als einer, der im Augenblick des Heute da ist, als einer, der in der ständigen Fortdauer der Zeit die von gestern überkommenen Fragen für morgen zu beantworten hat, und

als einer, der über die Zeit hinaus auf das Ewige hinweist, auf die unzerstörbaren Ideen, die Otto Wels anrief.

Dieser Verantwortung genügt nicht, wer sich bloß dem Urtrieb hingibt, der nach nichts weiter giert als dem nackten Überleben. Nach 1933 wurde der Urtrieb nach Überleben trügerisch gestillt, indem man die Betörten für ihren Tod im zweiten Weltkriege vorarbeiten ließ. Das notwendige Überleben findet seinen Sinn erst als Voraussetzung für ein Dasein, wie es einem Menschen als sein Leben, sein menschengerechtes und mitmenschliches Leben würdig ist, weil der Mensch nicht nur aus Fleisch ist, sondern innerlich erstickt, wenn seinem Geist nicht Raum gegeben wird. Wie sollte ein Mensch denn seine jeweils geschichtlichen Aufgaben erkennen und lösen, wenn er sich dieser Aufgaben und seiner selbst nicht bewußt wird, d. h. geistig die Fragen erarbeitet und beantwortet?

Im niemals abreißenden Ringen zwischen dem Urtrieb nach Überleben und dem Berufensein des Menschen zum menschenwürdigen Leben, das von seinem geistigen Leben ausgezeichnet ist, beobachten wir, daß, je stärker der Urtrieb nach Überleben aus wachsender Angst vor den Bedrohungen der augenblicklichen Lage anschwillt, um so heftiger das Fürchten vor dem Geist wird, der sich nicht fesseln läßt und ins Unbekannte ruft. Alles Geistige wird als Widersacher des Überlebens verleumdet. Wie bösen Spott und Hohn erntete doch Otto Wels, als er damals sagte: „Kritik ist heilsam und notwendig."

Denn Geist ist Flamme, die am Brennen erhalten werden will, Flamme, die mit ihrem Licht alles dem Blick preisgibt, wovor der Urtrieb nach Überleben die Augen verschließen möchte, um die Gefährdungen, die allzu menschlichen Schwächen, die Fehler, zunächst die kleinen Unaufrichtigkeiten und schließlich die unmenschlichen Verbrechen nicht zu sehen, um sie nicht wahrzuhaben.

Von der geschichtlichen Verantwortung zu reden, bliebe daher eitles Stückwerk, sprächen wir nicht aus, wofür wir geschichtliche Verantwortung zu übernehmen haben: für die Freiheit, deren unser Geist bedarf wie unser Leib die Luft zum Atmen.

Nimmt der Urtrieb nach Überleben überhand, wie es vor 30 Jahren geschah, und verleitet er uns zur Flucht aus unserer Geschichte in eine falsche Wunschtraumwelt des zeitlos Endgültigen und in die vorgetäuschte Ordnung der uns von uns selbst erlösenden Apparatur eines Gegenstaats, so beginnt es mit dem untrüglichen Zeichen, daß der Mensch festgelegt werden und daß immer weitere Bereiche dem Fragen, Forschen und Prüfen seines Geistes entzogen und verboten werden wollen.

Alles Geistige ist Anstoß. Deswegen wird es dann als anstößig verächtlich gemacht und des Verräterischen beschuldigt.

Kritik wird als zersetzende Kritik angeschwärzt. Historisch läßt sich genau verfolgen, wann das Schmähwort von der zersetzenden Kritik entstand. Es ist der scheußliche Wechselbalg, den der politische Antisemitismus im vorigen Jahrhundert erzeugte. In Wahrheit ist Kritik nur Kritik, und hat Kritik nur Sinn, wenn sie zersetzt. Denn sie ist heilsam allein, wenn sie immer wieder unerbittlich aufdeckt, wieviele menschlichen Urteile und Annahmen mit der Zeit zu Asche wurden, die aufzuheben sinnlos und erstickend ist. So ewig die Ideen sind, die Otto Wels beschwor, so zeitgebunden und vergänglich ist alles Menschenwerk, das im Fluß der Geschichte unternahm, jeweils diesen Ideen ihre irdische Form zu geben. Unaufhörlich sinken diese Formen dazu herab, aus einer Idee, die sie verkörpern sollten, sich zu einer Ideologie als Abfallprodukt zu entwerten. Da hilft kein Tabu, diese Asche nicht anzurühren. Kritik ist dazu da, diese Tabus zu brechen, damit die Flamme am Brennen erhalten wird.

Aber nicht nur die Kritik soll durch das üble Beiwort zersetzend mundtot gemacht werden. Die Verfolgung des Geistigen wird dann noch dadurch gesteigert, daß jene, welche die Zeit anhalten wollen, von Intellektuellen reden, als ob es ein Schimpf wäre, ein Intellektueller zu sein, als ob nicht jedermann durch seine Arbeit am Schöpferischen des Menschengeistes mitwirkt und in diesem Sinne je nach seinem Maß ein Intellektueller ist. Der Vorwurf, der gegen die Intellektuellen erhoben wird, heißt: ächtet sie, weil sie denken, denn Denken, noch dazu selbständiges Denken, ist gefährlich!

Und damit bin ich abermals mitten in unserer Gegenwart. Denn heute vom Jahre 1933 sprechen zu wollen, ist nicht damit getan, daß man die Asche von damals aufhebt, sondern sich der Gegenwärtigkeit unserer Geschichte bewußt wird und die Flamme am Brennen erhält.

Ich bitte, mich nicht dahin mißzuverstehen, als ob ich nun jeden, der sich jetzt daran beteiligt, Kritik als zersetzend anzuschwärzen oder den Begriff des Intellektuellen wie ein Schimpfwort zu gebrauchen, als einen bewußten Gegner der Freiheit hinstellen wollte. Viele wissen nicht, was sie tun. Auch 1933 ist die Freiheit weniger ihren verbrecherischen Feinden zum Opfer gefallen als dem Mangel an verständigen Freunden, die Menschen waren wie du und ich. Die Weimarer Republik hatte auch unter den Intellek-

tuellen kaum Freunde, während der furchtbare Anschauungsunterricht seit dem Zusammenbruch im Jahre 1933 das günstige Ergebnis zeitigte, daß heute der freiheitlich-soziale Rechtsstaat in der überwiegenden Mehrzahl unserer Intellektuellen Freunde gefunden hat, die zu seinen Getreuesten gehören.

Ich nannte das Jahr 1933 als den Zeitpunkt des Zusammenbruchs. Auch das gehört hierher. Denn es sollte Schluß sein mit dem Gerede, das den Zusammenbruch auf 1945 datiert. Ein Zusammenbruch ist ein geistiges Ereignis, wobei das Geistige das Rechtliche und das Ethische mit einschließt. Zusammengebrochen unter der nicht aufgenommenen Last seiner Geschichte ist unser Volk nicht, als seine Machthaber 1945 die Waffen streckten, sondern 1933, weil es in der Zeit zuvor seine geschichtliche Verantwortung für die Freiheit versäumt und sich selbst wehrlos gemacht hatte gegenüber dem Rechtsbruch, durch den ein Verbrecher sich eine stets rechtlos gebliebene Gewaltherrschaft anmaßte. Doch auch hier setzt schon wieder eine gedankenlose Trübung des Geschichtsbildes ein durch die ebenso läppische wie verwerfliche Legende, der rechtlose und auch schon machtlos gewordene ehemalige Gewalthaber hätte 1945 im fast völlig besetzten Deutschland nach seiner Laune für ein paar Wochen uns noch ein Staatsoberhaupt bescheren können.

Aber nicht, um Männer, die trotz guten Willens nicht wissen, was sie tun, hier als Gegner der Freiheit bloßzustellen, sagte ich, was es mit der Menschenjagd auf die Intellektuellen auf sich hat, sondern aus einer Freundschaftspflicht zur Warnung.

Wir müssen uns alle, wie wir uns zur freiheitlichen Demokratie bekennen, in dem Wissen vereinen: Mit der Brandstiftung am gedruckten Wort fängt es an, scheinbar ein Tag wie jeder andere, doch kann die gegen den Geist gezielte Brandstiftung jederzeit zur uferlosen Feuersbrunst führen, aber zu spät fragt man, wie war das möglich?

Wir haben die zu wecken, die nicht wissen, was sie tun. Die Männer, die für das Zweite Deutsche Fernsehen in Mainz einen Entwurf der Richtlinien verfaßten, halten sich gewiß gutgläubig für verfassungstreue Demokraten. Aber ihr Entwurf liest sich wie eine in mangelhaftem Deutsch geschriebene Regierungserklärung des seinem Grabe entstiegenen Fürsten Metternich.

Ich sehe den Grund dafür darin, daß man wieder einmal in das geschichtslose Wunderland eines vollendeten Friedens ausweichen will, statt unsere Geschichtlichkeit so zu begreifen, daß der Geist in der Flamme des redlich ausgetragenen Konflikts brennt und zum Leuchten kommt. Da steht z. B.

das gutgemeinte, aber ahnungslose Verbot, der Frieden zwischen den Kirchen dürfe nicht gestört werden. Ich glaube sagen zu dürfen, mir liegt nichts ferner, als Zwietracht zwischen den Kirchen zu säen. Aber nach solchen Richtlinien dürften weder Martin Luther noch der Begründer des Jesuitenordens, der Heilige Ignatius von Loyola, in Mainz zu Wort kommen.

Nicht das Festlegen auf Ausschluß von allem, was uns im Schlaf der Sicherheit stören könnte, führt jeweils zu Friedensschlüssen in unserer Zeitlichkeit, sondern die Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit unserer freien Auseinandersetzung. Die Brutstätten der Feindschaft und der blutigen Kriege sind die faulen „Frieden", wenn wir es im Unvollendbaren unseres Menschenseins nicht lernen, mit Konflikten zu leben.

Ich darf einmal weit in die Geschichte unserer europäischen Tradition des Geistes zurückgreifen. Am Morgen abendländischen Denkens steht im Altertum Sokrates, der kein Tabu hinnahm, sondern mit bedingungsloser Unerschrockenheit kritisch alles auf seinen Grund hin befragte. Wenn wir es mit unseren Worten heute ausdrücken, was diesem griechischen Weisen die Todesstrafe eintrug, so waren es die überheblichen und selbstgerechten Anklagen seiner Verfolger: er sei ein Intellektueller, ein Linksintellektueller, ein Anstifter zum Nihilismus, der die Jugend verderbe, sie der Gottheit entfremde und sie verleite, zügellos zu werden.

Mit der Ächtung des unbefangenen und schöpferischen Geistes beginnt es und endet damit, daß man Menschen in Gaskammern zum Verstummen bringt, wie man Sokrates zwang, den Giftbecher zu leeren.

In diesen Tagen ist im Hinblick auf die 20jährige Wiederkehr der Hinrichtung des Münchner Professors Huber und der Studenten Alexander Schmorell, Christel Probst, Willi Graf und der Geschwister Scholl die berechtigte Frage aufgeworfen: Ihre Freiheit, haben wir sie erworben?

Als Hans Scholl mit dem Ruf starb „Es lebe die Freiheit!", daß dieses letzte Wort weithin im Gefängnis von Stadelheim zu hören war, „Es lebe die Freiheit!" meinte Hans Scholl in seiner Sterbestunde wirklich eben das, was wir heute als unsere Freiheit in Anspruch nehmen?

Helmut Thielicke hat darauf erwidert: die von uns selbst gelebte Freiheit sei gegenwärtig sich selbst der größte Feind.

Ich bin bereit, dieses Wort ernst zu nehmen und zu prüfen, ob tatsächlich ein Unheil mißverstandener Freiheit an uns frißt, besonders weil ein Übertreiben der Pressefreiheit, wie Thielicke warnt, zu einem Austoben derer führe, die über die Publikationsmittel verfügen.

In dieser Stunde und tagaus, tagein sind wir zur Rechenschaft gefordert, ob wir in Wahrheit um die Freiheit wissen, die ein so edles Gut ist, daß in den Jahren der Unterdrückung Menschen für sie ihr Leben ließen. Denn das ist doch die Frage, ob wir die mit diesem Opfer begründete Tradition wahren.

Wieder darf ich an die Anfänge der Freiheit in der Antike erinnern. Mehr als zwei Jahrtausende europäischer Geschichte sind verstrichen, seit der athenische Staatsmann Perikles eine Antwort gab, die für immer, solange Menschen um Freiheit bemüht sind, ihr Gültigsein behält.

Inmitten eines Vernichtungskrieges, der für Athen um Sein oder Nichtsein ging, hielt Perikles nach überlieferter Sitte seine Rede auf die Gefallenen.

Bevor ich mich den Toten zuwende, um sie zu preisen, sagte Perikles, will ich von dem Staat sprechen, in dem wir leben, von seiner Verfassung — sie heißt Volksherrschaft — und von der Lebensform, durch die wir Athener groß wurden und die uns die Kraft gibt, mehr auf unseren Mut zu vertrauen als auf Staatsgeheimnisse, deren Kenntnis einem Feind vielleicht nützlich sein könnte.

Und nun wiederhole ich wörtlich, was Perikles sagte:

„Wir lieben das Schöne und bleiben schlicht. Wir lieben den Geist und werden nicht schlaff ... Denn nicht im Wort sehen wir eine Gefahr für die Tat — Gefahr sehen wir darin, uns nicht, bevor wir handeln, zuerst zu belehren, indem wir reden. ... Die größte innere Kraft ist mit Recht denen zuzusprechen, die am klarsten die Schrecken und Freuden erkennen und darum den Gefahren nicht ausweichen."

Dies waren die Worte des athenischen Staatsmannes Perikles vor mehr als 2000 Jahren in seiner Rede auf die Gefallenen.

Am Anfang steht das Bekenntnis der Liebe zum Schönen. Sollte es uns nicht aufhorchen lassen, die wir uns angewöhnt haben, das Schöne abzutun, als ob es fast überflüssiges Beiwerk sei, und abfällig urteilen, ein auf das Schöne gerichteter Gesichtspunkt sei ja doch bloß ein ästhetischer und, wer um Schönheit besorgt sei, nur ein Ästhet!? Erhalten wir mit derartiger Geringschätzung, mit der wir uns von den Intellektuellen und den Literaten abwenden, wirklich die Flamme am Brennen, die noch in Friedrich Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen (1794 veröffentlicht) so hell strahlt?

„Denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit!" schreibt Schiller und will ihre Vorschrift von der Notwendigkeit des Geistes empfangen, nicht vom Nutzen, dem Idol der Zeit.

So rief uns noch Schiller zu dem Mut auf, nicht angstvoll zu beanspruchen, daß Kunst, eine Tochter der Freiheit, nicht gebunden werden dürfe, um dem Nutzen zu frönen, und das heißt in der Sprache unserer Tage, um der Sucht nach Sicherheit preisgegeben zu werden, die überall ihre Verbotstafeln aufrichten will.

Es ist kein Zufall, daß die Unterdrückung der politischen Freiheit stets mit der Unterjochung der Freiheit im künstlerischen Schöpfungswerk einsetzt. So war es bei uns 1933. So ist es heute noch im sowjetischen Kommunismus, wo der Künstler sich untersuchen lassen muß, ob er die Grenze des für die Gegenstaats-Partei Erträglichen überschreitet. Ein so mächtiges Instrument wie die Kunst, erklärte dieser Tage Soboljew, der Vorsitzende des sowjetischen Schriftstellerverbandes, darf man nicht seinen ideologischen Widersachern in die Hand geben.

Hier wird der Gegensatz offenbar, daß die einen in jedem Schaffen ein Instrument sehen, das für ihre Herrschaft nützlich sein soll, die anderen jedoch mit Perikles bekennen: wir lieben das Schöne, weil Kunst eine Tochter der Freiheit ist — ach, nicht die Verschönung ist damit, nicht die Schönfärberei, nicht das angeblich Positive oder Progressive, sondern das freie, um des eigenen Gewissens willen neue Werk, das den Gefahren nicht ausweicht und (um an die Worte des Perikles zu erinnern) die Schrecken und die Freuden am klarsten erkennen läßt, wobei Perikles die Schrecken zuerst nennt.

Die erschreckende Kunst, die sich vor den Schrecken der Zeit nicht scheut, sie ist das Vermächtnis der Botschaft, die uns Hans Scholl mit dem Ruf „Es lebe die Freiheit!" auf die Seele band, das Schöne, das der Glanz des Wahren ist, des Wahren auch und gerade im Scheitern, im Leiden, im einsamen ausgesetzt sein, in der Klarheit unserer Not.

Wir lieben den Geist; denn nicht im Wort sehen wir eine Gefahr — so die Rede des Perikles auf die Gefallenen.

Gewiß fällt dabei Asche ab. Gewiß werden auch Worte mißhandelt und für niedrige und böse Absichten und Lüste verschlissen. Aber zählt das? Zählt das wirklich?

Ist darum wahrhaft die Freiheit, die wir leben, selbst ihr eigener Feind, so daß wir abermals um vermeintlicher Rettung willen in die Versuchung geraten, die Flamme zu löschen, nur damit uns keine Asche beschmutzt?

Wenn der Sieg zur Erde herabkommt, werden seine Flügel schmutzig. Es gibt auch keinen Sieg der Freiheit, ohne daß unsere Allzumenschlichkeit sie an den Rändern besudelt. Aber das ist kein Vorwurf gegen die Freiheit, sondern nur gegen uns selber, die wir noch nicht frei genug zu leben wissen. Denn wir wünschen uns, daß die Freiheit nicht weh tut. Deshalb verlangen wir nach einer sterilisierten Freiheit, einem chemisch gereinigten Krankenhaus der Freiheit, einer Freiheit, die nichts wagt. Ich glaube, daß mit dem Ruf „Es lebe die Freiheit!" die Freiheit in der Fülle ihrer Kraft beschworen wurde, die Freiheit, die auch schmerzt, weil sie die Freiheit zur Wahrheit ist.

Dem Mitmenschen Freiheit zu lassen, soweit nur uns seine Rede nicht kränkt, was wäre das für eine billige Freiheit?

Daß der Mitmensch mit seinem Wort bis ins Innerste treffen kann, daß er mich verletzt, daß er mich ganz in Frage stellt, ist Freiheit, die allein ihren Namen verdient.

Denn die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit der Ideen, auf die sich Otto Wels heute vor 30 Jahren berief, sie fordern uns heraus, ohne Unterlaß auf der Suche nach der Wahrheit zu bleiben, die von uns stets nur in unserer Geschichtlichkeit erstritten, erlitten und erkämpft wird. Sie fordern uns heraus, immer von neuem das zu wagen, was den Menschen menschlich werden läßt: Abstand zu nehmen von uns selber und selbst uns bis ins letzte in Frage zu stellen, um uns in unserem Scheitern zu gewinnen.

Es ist ein vernichtender Irrtum, daß Freiheit in den Raum des Gleichgültigen, des Unernsten, des Beliebigen gehöre oder dorthin verbannt werden könnte. Das wäre nichts als Narrenfreiheit. Das hieße, daß entweder alles ein bloßes Einerlei sei, wo es auf nichts mehr ankommt und „man" sich dem Augenblick ergeben kann, oder daß wir durch ein unbedingtes Tabu das Wesentliche außer Frage stellen, wo wir unfrei sind, um uns sonst die Freiheit als eine Art private Spielerei zu gönnen. Für eine derart verniedlichte Freiheit zu leben oder zu sterben würde niemand einfallen. Von Freiheit kann erst die Rede sein, wo die Wahrheitsfrage zur Sprache gebracht wird und das freie Wort uns als Ärgernis ans Herz stößt.

Dieser Anruf, der die Freiheit leben ließ, mahnt uns, daß wir unsere geschichtliche Verantwortung für die Freiheit erkennen und auf uns nehmen, um die Antworten zu geben, um die wir infolge der unabänderlichen Vergangenheit gefragt sind: wachsam zu sein für die unserer Zeit entsprechende politische Freiheit, wieder zu begreifen, was unsere Staatlichkeit im Dienst am Recht und zum Frieden bedeutet.

Die geschundene Republik von Weimar wäre ihren Feinden nicht erlegen, hätten die sich ihr nicht halben Herzens versagt, die ihre Freunde hätten sein sollen.

Ist nicht unter den Zeugen, die unter den Foltern des Unrechts und um der Freiheit willen ihr Leben allzufrüh lassen mußten, Kurt Schumacher?

Er hat uns Sozialdemokraten gelehrt, unseren Staat zu lieben, einen Volksstaat, der keine bloße Nutzveranstaltung ist, kein mechanischer Apparat zur Verminderung des Lebensrisikos, kein Instrument, sondern der als eine fortdauernde Gemeinschaft, die über uns hinausweist, als ein sozialer Staat der Freiheitlichkeit wachsen und von uns erfüllt werden soll.

Unsere geschichtliche Verantwortung für die Freiheit richtet sich nicht danach, ob wir gestern uns in Schuld verstrickten, ob wir so oder so dabei waren, sondern fragt uns, was uns jetzt aufgegeben ist, damit wir heute nicht schuldig werden.

Damit kehre ich zu meinem Eingang zurück und sage: zuerst schulden wir, um frei zu werden, die Versöhnung.

Ich spreche jetzt ein Wort, das wir schon zu lange schuldig blieben. Ich weiß, daß noch manch einer, der ausgestoßen wurde, fern von uns lebt, zuweilen ist es auch die Tochter oder der Sohn, Menschen, die bei uns ihre Heimat haben und sich sehnen, hier die Stätte ihres Abends oder ihrer neuen Arbeit zu finden, unter ihnen auch Menschen, die nach wie vor in deutscher Sprache sich mühen, an unserem geistigen Leben teilzunehmen. Ich spreche jetzt dieses Wort als der in unserer deutschen Hauptstadt Berlin für Wissenschaft und Kunst verantwortliche Senator:

Ich bitte alle diese Menschen um Versöhnung und um ihre Heimkehr.

Ich schließe mit dem Gedenken an jeden, der nicht mehr zurückkehren kann.

Ich gedenke ihrer mit den Worten eines sowjetrussischen Dichters, der sich in seinem Gedicht „Babij Jar" stellvertretend diese Sorge aufs Herz lud, Jewtuschenko. In seinem Gedicht heißt es:

„Über Babij Jar, da steht kein Denkmal.
Ein schroffer Hang — der eine unbehauene Grabstein.
Mir ist angst. Ich bin alt heute,
so alt wie das jüdische Volk.
Ich glaube, ich bin jetzt ein Jude . . .

Und bin — bin selbst ein einziger Schrei ohne Stimme
über tausend und abertausend Begrabene hin.
Jeder hier erschossene Greis: ich
Jedes hier erschossene Kind: ich
Nichts, keine Faser in mir, vergißt das je."

Hier unterbreche ich die Worte des Gedichtes. Es hört auf mit dem Bekenntnis, daß er, der Dichter darum ein wirklicher Russe sei, weil er sich so eins weiß mit den Geopferten.

Ich bewundere diese Hingabe, die das eigene Ich in das Du des anderen, des Verfolgten, eingehen läßt und von sich sagen kann,

Deshalb bin ich ein wirklicher Russe.

Wann kommen wir so weit, den atemberaubenden Satz zu sagen:

Deshalb bin ich ein wirklicher Deutscher?

Ich weiß aber nicht, ob wir beim Deutschen und beim Russen und bei der Vergangenheit stehenbleiben dürfen. Ich will nicht Jewtuschenko verbessern, sondern ich hoffe, daß er und daß alle auf dieser Erde, die guten Willens sind, mit mir und aus mir sprechen, wenn ich dem Gedicht noch etwas hinzufüge, nicht um Zwietracht, sondern um der Wahrheit und der Versöhnung willen in der Gegenwart und aus dem Gedicht und zu dem Gedicht hin zu sagen:

Dreyfus, auch er, das bin ich.
Ich glaube, ich bin jetzt sie: Anne Frank.
Peter Fechter, er auch, das bin ich,
um wahrhaftig ein Mensch zu werden.

Wenn der Dichter bekennt „das bin ich", und wenn wir es mit ihm geloben, so beanspruchen wir damit nicht, uns auf die Höhe der Blutzeugen zu stellen, die aus allen gepeinigten Völkern emporstiegen, ob sie nun Franzosen waren oder Russen, ob Polen und Tschechen oder Holländer oder Deutsche, ob Juden oder Christen oder atheistische Humanisten, jeder ein Europäer, jeder ein Mensch.

Wenn der Dichter bekennt „das bin ich", und wenn wir es mit ihm geloben, so erkennen wir, daß ein jeder Opfergang in seiner einsamen Einsamkeit ein auf das Ganze hinweisender Opfergang für alle war, die sich davon getroffen wissen.

Denn das Trugbild vom Ausscheiden aus der Zeit, dessen Versuchung vor 30 Jahren übermächtig wurde, ließ vergessen, daß alle Kräfte aus dem Hinweis auf das Ganze leben, uns verführte zu der Verblendung, ein jeder könne sich nur für sich retten, der eine seinen Glauben oder seine Lehre vom Naturrecht, der andere seine Gewerkschaftsbewegung oder was auch immer, sozusagen insular außerhalb der Geschichte.

Wenn der Dichter bekennt „der bin ich", und wenn wir es mit ihm geloben, so bekennen wir, daß wir nicht nur im Augenblick leben können, sondern im Geschichtlichen stehen und darin zeitgerecht über die Zeit hinaus zu wirken haben, jeweils an der Zeitform der Ideen, die Otto Wels ewig nannte.

Vor 30 Jahren schienen diese Ideen zu Asche geworden. Heute ist Asche, was damals so übermächtig schien. Rings um sich eine Hinterlassenschaft an Asche, aber auch das Erbe der Zeugenschaft.

Denn wenn der Dichter von den Toten, die er nennt, und von denen, die keinen Namen mehr haben, bekennt, „ich bin es", und wenn wir es mit ihm geloben, so heißt dies, daß wir uns von diesem Augenblick an in unsere Geschichte hineinstellen und über sie hinaus, den ewigen Ideen verpflichtet, die gegenwärtige Aufgabe auf uns nehmen, das Innerste dafür aufzubieten, daß wir Gewähr dafür leisten, glaubhaft zu werden in der Kraft, die einen Rückfall in das Ungeheuerliche ausschließt.

Hier begegnen wir unserer geschichtlichen Verantwortung für die Freiheit, weil angesichts der Übermenschlichkeit der Naturkräfte, über die zu unserer Zeit der Mensch verfügt, die politische Freiheit notwendig ist zur Suche nach der Wahrheit, die uns das Bewußtsein des Wirklichen erhellt und zeigt, wie jeder zu seinem Teil und nach seiner Kraft über Recht oder Unrecht mitentscheidet.

Diesseits der Wüste voller Asche, die hinter uns liegt, nehmen wir damit die Tradition auf, die im Opfergang der Toten begründet ist.

Tradition bewahren heißt nicht Asche aufheben, sondern die Flamme am Brennen erhalten.